

Unverkäufliche Leseprobe



**Annette Kreutziger-Herr, Winfried
Böning
Die 101 wichtigsten Fragen:
Klassische Musik**

160 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-58386-5



Grundlagen der Musik

1. Seit wann gibt es Musik und was ist das eigentlich? Der griechische Ursprungsmythos zur Musik liest sich so: Die Musik wurde den Menschen von Apoll und den Musen gegeben; der Götterbote Hermes brachte die Lyra, die Kriegsgöttin Athene Trompete und Schalmel und der Hirtengott Pan die Flöte in die Welt. In der indischen Mythologie erfand die Göttin Sarasvati die Tonleiter, und den Chinesen wurde sie von einem Wundervogel geschenkt.

Definiert man Musik elementar als bewegte Luft, die in einem bestimmten kulturellen Kontext als Kunstform wahrgenommen wird, ist sie so alt wie der Mensch selbst. Vielleicht konnte der Mensch singen, bevor er zu sprechen und zu schreiben begann? Vermutlich stellten die Menschen schnell fest, dass man durch Schlagen, Anblasen oder Reiben über Gegenstände Klänge und Töne erzeugen und sich damit verständigen kann.

Die ältesten archäologisch identifizierten Musikinstrumente stammen aus der Altsteinzeit, sie sind etwa 35 000 Jahre alt und ihre Fundorte über den gesamten Erdball verteilt. Vom Schvirrholz (jeder kennt wohl das Geräusch, das entsteht, wenn ein Stab sehr schnell durch die Luft geschwungen wird) und dem Schrafer (ein Stab wird an einem anderen Stab mit Einkerbungen gerieben), von Rasseln, Tierhörnern und Glocken bis zur Knochenflöte, Musikbögen und dem Instrumentarium, wie wir es heute kennen, vergehen die Jahrtausende – grundsätzlich geändert an der Art der Schallerzeugung hat sich nichts.

Erste Aufzeichnungen musikalischer Praxis finden sich in einer ägyptischen Bilderschrift aus dem 3. Jahrhundert vor Christus; in der Antike entstehen auch erste theoretische Schriften über Musik in Dichtung und Geschichtsschreibung. Dabei ist Musik in den frühen Hochkulturen stets kultisch gebunden und wird erst sehr spät eine ästhetische Ausdruckskunst um ihrer selbst willen. Wann immer die Musik in der Geschichte auftritt, ist sie etwas Besonderes, etwas Edles, sie zählt immer zu den Kulturgütern eines Volkes. Denn wie der Mensch den Acker bebaut und der Natur die überlebenswichtige Nahrung entlockt, so kultiviert (lateinisch *colere* = anbauen, pflegen) er auch die Welt der Klänge.

2. Was ist klassische Musik? Auch wenn es in der Umgangssprache langsam ausstirbt, ist jenes Wort immer noch zu hören, das etwas Schönes oder Beeindruckendes bezeichnet: «Klasse!» Im eigentlichen Wortsinn bedeutet «klassisch» vollkommen, ausgewogen, formvollendet, und auch wenn der Ausruf heute oft nicht mehr genau das meint, schwingt diese Idee der inneren und äußeren Perfektion doch noch mit. In der Musikgeschichte wird die Epoche von circa 1730 bis 1830 «Klassik» genannt, weil in dieser Zeit die perfekte Ausgewogenheit aller denkbaren musikalischen Bausteine angestrebt wurde: Rhythmus, Melodik, Harmonik und Form sollten sich aufeinander beziehen, ohne dass einer dieser sogenannten Parameter dominierte. In den Gattungen der Sonate (etwa Mozarts berühmter *Sonata facile* KV 545 für Klavier), der Symphonie (zum Beispiel in den späten *Londoner Symphonien* Haydns) oder dem Konzert (hier sei als eines der schönsten Beispiele der erste Satz aus Beethovens Violinkonzert D-Dur genannt) kann man die Verwirklichung dieses Ziels sehen. Die Epoche brachte nicht zufällig das Streichquartett mit seinem reinen und in den jeweiligen Stimmlagen gleichartigen Klang hervor. Das soll nicht heißen, dass Kompositionen aus anderen Epochen weniger perfekt sind. Die klassische Ausgewogenheit ist nicht das Ziel einer Barbara Strozzi, eines Claudio Monteverdi oder auch eines Peter Iljitsch Tschaikowski. In der Barockzeit dominieren die harmonischen und rhythmischen Elemente statt der Melodik. Selbst Bachverehrer würden sich schwer tun, spontan eine «Melodie» von Bach zu pfeifen – wie viel leichter ist das bei Mozart! Die Musik der Romantik betont insgesamt weniger den Rhythmus als Harmonik und Melodik. Zur klassischen Musik zählen also eigentlich nur die Werke eines Zeitraums von etwa hundert Jahren. In dieser Definition gebrauchen Fachleute denn auch diesen Begriff. Umgangssprachlich wurde «klassisch» dann auf alle Musik übertragen, die nicht Pop, Rock oder Jazz ist – eine Ungenauigkeit, die man angesichts der oben beschriebenen eigentlichen Wortbedeutung ruhig als Kompliment betrachten kann, denn auch Händel und Verdi finden viele Hörer ja «klasse».

3. Was ist das Besondere der klassischen europäischen Musik?

Musik zählt zu den prägenden Elementen des menschlichen Lebens. Bei allen Unterschieden ist Musik kulturübergreifend im Alltag und bei Festen präsent. Neben ihrer Verwendung als «Gebrauchsmusik» erscheint Musik in allen Kulturen als hochdifferenzierte Kunst-



Abb. 1: Laufender Junge mit Lammkeule und Lyra. Keramik, um 500 vor Christus. Die Keramik wird im British Museum, London, aufbewahrt. Die Lyra ist ein antikes Saiteninstrument aus der Familie der Leier, das mit einem Plektrum gespielt wird und in zwei Ausführungen überliefert ist: Chelys (mit Resonanzkörper in Form einer Schildkrötenschale) und Barbitos (mit langen, aufeinander zustrebenden Armen). Die Abbildung zeigt die Barbitos.

form. Musiker haben oft einen besonderen Stellenwert in der Gesellschaft, ihre Kunst wird hoch geschätzt. Was aber zeichnet die europäische Musik im Vergleich mit anderen Musikkulturen der Welt aus?

Auch wenn es bereits in der Antike theoretische Überlegungen zur Musik gab, so ist doch die Geschichte der europäischen Musik eng mit der Entstehung des Christentums verknüpft. Von religiösen Riten ausgehend entwickelten sich geistliche Musik und Volksmusik

bald unabhängig voneinander, wenngleich sich auch weitreichende Neuerungen wie die Erfindung der Notenschrift und die Entstehung der Mehrstimmigkeit auf beide Seiten auswirkten. Ohne Notenschrift und ihre kontinuierliche theoretische Begründung wäre eine komplexe Mehrstimmigkeit nicht denkbar, die ein erstes besonderes Charakteristikum der europäischen Musik ist. Über die Homophonie, bei der mehrere Stimmen einer führenden Stimme untergeordnet sind, entstand die für die europäische Musik so prägende Polyphonie, die alle beteiligten Stimmen nach festgesetzten Regeln gleichberechtigt behandelt (Kontrapunkt). Homophone wie polyphone Musik benutzen periodische Klänge (Töne) statt Geräusche und basieren auf einem Tonsystem, das aus konsonanten Intervallen besteht. Eine wesentliche Errungenschaft der europäischen Musikgeschichte ist die Begründung einer Hierarchie der Töne mit einem Zentralton, auf den alle musikalischen Ereignisse bezogen werden. Die Entwicklung der Zwölftontechnik im 20. Jahrhundert hat versuchsweise die bis dahin gültige Tonalität ersetzt, aber erst neue musikalische Techniken waren hier erfolgreicher. Musik ist in Europa des Weiteren stets Theorie- und Gesprächsobjekt, eingebunden und gelehrt in Institutionen und gestaltet sowohl durch praktische als auch durch theoretische Entwicklungen. Ohne die Geschichte der Musiktheorie und die Praxis der Musikkritik ist die klassische Musik in der Form, wie wir sie kennen, nicht vorstellbar.

Zusätzlich zu diesen grundsätzlichen Merkmalen ist der Formgedanke wichtig: Musikstücke der europäischen Tradition brauchen ein Ende, das das Ziel des Stückes ist. Daher haben Kompositionen einen Anfang, eine Mitte und einen Abschluss, was einfacher klingt, als es kompositorisch umzusetzen ist. An diesen Formgedanken sind auch die Gleichmäßigkeit der rhythmischen Pulse und ihre Hierarchie in Takten und Taktgruppen geknüpft, die ebenfalls charakteristisch für die klassische Musik Europas sind. In den einzelnen Nationalstilen entwickeln sich auf der Grundlage von Notenschrift, Tonalität und gleichmäßigem rhythmischen Puls unterschiedliche musikalische Formen in zahllosen individuellen Ausprägungen, die allesamt die europäische Musik auszeichnen. Die vielleicht bedeutendste Leistung europäischer Musikgeschichte ist es, dass Musik nicht nur als Gebrauchsmusik wahrgenommen, sondern auch um ihrer selbst willen gehört wird.

4. Aus welchen Elementen besteht die Musik? Grundelemente von Musik sind Töne, Klänge und seit dem 20. Jahrhundert auch Geräusche: Ohne etwas Klingendes käme man nicht auf die Idee, von Musik zu sprechen. Umgekehrt würde allerdings niemand jeden Ton, Klang oder Geräusch als Musik wahrnehmen. Vielmehr wird erwartet, dass aus diesen Grundelementen durch einen schöpferischen Prozess etwas entsteht, das als sinnvoll Gestaltetes wahrgenommen werden kann. Da ist zunächst das Element der *Tonhöhe*, also die Angabe, wie hoch oder tief ein Ton erklingen soll. Dies wird im Notentext durch einen Notenschlüssel und die Lage der Note auf den fünf Linien festgelegt. Auch die zeitliche Folge wird bestimmt: Klingen die Töne nacheinander, entsteht *Melodie*, klingen sie zusammen, spricht man von *Harmonie*.

Durch den *Rhythmus* wird die zeitliche Dauer der einzelnen Töne und Klänge festgelegt. Dargestellt wird die Tondauer durch unterschiedliche Notenformen: ausgefüllte oder hohle Notenköpfe mit oder ohne Notenhals, mit oder ohne Fähnchen. Jedes dieser Zeichen steht für eine unterschiedliche Dauer der Töne.

Der zeitliche Ablauf wird – ähnlich wie in der Dichtung – mit einer Folge von regelmäßigen Betonungen unterlegt, dem *Metrum*. In der musikalischen Schrift wird das Metrum durch die Taktangabe definiert, die am Beginn eines jeden Stücks erscheint und durch die Taktstriche dargestellt wird.

Das *Tempo* schließlich gibt die Geschwindigkeit an, mit der der regelmäßige Puls des Metrums schlägt. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ist es üblich, den Stücken hierzu eine kurze Bezeichnung wie *Allegro* (heiter) oder *Andante* (gehend) voranzustellen, die das Tempo durch eine Charakterisierung der Bewegung umschreibt. Mit der Einführung des Metronoms um 1800 ist man noch einen Schritt weiter gegangen, indem man genaue Angaben über das Tempo in Schlägen pro Minute macht.

Ebenfalls ab der Mitte des 17. Jahrhunderts begann man, die *Dynamik*, also die Grade der Tonstärke, genauer darzustellen: Nur leise oder laut reichten nicht mehr aus. Um dem differenzierteren Ausdrucksbedürfnis und den erweiterten technischen Möglichkeiten der Instrumente und Instrumentalisten gerecht zu werden, entwickelte sich eine Reihe von dynamischen Abstufungen, von ganz leise bis sehr laut. In der Partitur werden diese Angaben durch Abkürzungen der italienischen Bezeichnungen neben den Noten ange-

geben: *f* für *forte* (laut), *mf* für *mezzo forte* (halblaut) oder *p* für *piano* (leise). In Kompositionen des italienischen Komponisten Luigi Nono – zum Beispiel in seinem Streichquartett *Fragmente – Stille, An Diotima* (1979/80) oder dem *Prometeo – Tragedia dell'ascolto* (1984) für Chor, Orchester und Live-Elektronik – findet sich bis zu fünffaches *piano*.

5. Welche Bedeutung hat der Ambitus in der Musik? Der Ambitus bezeichnet den Tonumfang eines Stückes – und die Geschichte der Ambituserweiterung ist auch eine Geschichte der kontinuierlichen Erweiterung der Mittel im musikalischen Bereich. Gehen die gregorianischen, einstimmigen Gesänge nur selten über einen Raum von circa zwölf Tönen hinaus – ein Umfang, den die menschliche Stimme problemlos meistern kann –, waren nach einer stetigen Ausweitung des Instrumentariums und der spieltechnischen Möglichkeiten im 17. Jahrhundert mit den großen Orgeln des norddeutschen Raums die Grenzen der Hörbarkeit erreicht: Die größten und kleinsten Pfeifen dieser Instrumente ließen Töne mit 16 beziehungsweise 20 000 Hertz erklingen. Selbst im späteren großen Orchester der Romantik um 1900 wurde dieser Umfang nicht mehr überschritten.

Eine weitere, wesentlich differenziertere Betrachtung erfordert jedoch der von einzelnen Instrumenten erreichbare Ambitus. Ist an den Tasteninstrumenten der zu spielende Tonbereich für die technische Schwierigkeit unerheblich, stellt das Spielen an der oberen erreichbaren Grenze etwa bei der Violine oder der Trompete hohe technische Anforderungen und wird von Komponisten gerne als beeindruckender Effekt genutzt. Auch das hohe «C» eines Tenors ist sprichwörtlich. Die Gesänge der Hildegard von Bingen sind unter anderem deshalb so eindrucksvoll, weil sie einen für das Mittelalter überaus großen Ambitus aufweisen. Die Arie *Laudamus te* aus Bachs h-moll-Messe ist ungewöhnlich, weil hier die Violine in die höchste Lage der damaligen Geigen-Literatur geführt wird. Ist hier durch den Text noch ein innerer Grund für den «Hochjubil» der Geige zu finden, dienen zum Beispiel in Niccolò Paganinis vierundzwanzig *Caprices* für Violine solche Künste ausschließlich der Präsentation technischer Wunder. Doch auch diese «sportlichen» Aspekte des Spiels gehören zu den künstlerischen Elementen einer Aufführung.